

Gunter Gebauer, Manfred Holodynski,
Stefan Koelch, Christian von Scheve

Von der Emotion zur Sprache

Wie wir lernen, über Gefühle zu sprechen

276 Seiten · gebunden · € 39,90

ISBN 978-3-95832-133-5

© Velbrück Wissenschaft 2017

GUNTER GEBAUER, MANFRED HOLODYSKI,
STEFAN KOELSCH, CHRISTIAN VON SCHEVE

Einleitung: Von der Emotion zur Sprache

Unsere Emotionen scheinen einer sprachlichen Benennung unmittelbar zugänglich zu sein. Wir haben Worte, mit denen wir sie bezeichnen können. In der Kommunikation mit anderen Personen können wir uns mit dem gleichen Emotionsvokabular verständigen. Wir verstehen uns gegenseitig, wenn wir über Emotionen sprechen. Das Sprechen über Emotionen scheint nicht wesentlich anders vor sich zu gehen als das Sprechen über Gegenstände, die uns vor Augen liegen. Mit dem Unterschied, dass wir unsere Emotionen fühlen, anstatt sie zu sehen und zu berühren. Wie geschieht es aber, dass wir mit Worten, die einem nach Regeln funktionierenden Register von Symbolen angehören, etwas bezeichnen können, was wir fühlen und erleben? Können wir das, was wir fühlen, genau so sicher identifizieren wie das, was wir sehen? Eine Identifikation des Gesehenen und Gefühlten ist jedoch notwendig, wenn wir sicher sein wollen, dass wir über dasselbe sprechen.

1. Haben wir einen unmittelbaren Zugang zu unseren Emotionen?

Unsere sprachlichen Ausdrücke für Emotionen, wie Freude, Sympathie, Mut, Schuld, Ärger, Trauer etc. legen den Gedanken nahe, dass sie auf die entsprechenden Emotionen bezogen werden, als seien sie etwa so beschaffen wie äußere Gegenstände, wie Haus, Löffel, Tor, Straße. Sie suggerieren, wir könnten in unser Inneres hineinschauen wie in ein Zimmer und die dort befindlichen Gegenstände mit Worten erfassen. Wenn es sich so verhielte, wären wir dem inneren Geschehen gegenüber – im Vergleich zu äußeren Beobachtern – in einer privilegierten Position. Wir wären uns *selbst* ein inneres Objekt. Wenn wir dies annehmen, kompliziert sich die Sache: Unser Ich *erlebt* zum einen seine Emotionen, zum anderen *beobachtet* es diese und *stellt* – mit Hilfe sprachlicher Kennzeichnungen – ihre Identität und Beschaffenheit *fest*. Es kann nicht von diesen getrennt, nicht von ihnen unterschieden werden; das Ich ist in sie involviert, es ist ein Teil von ihnen. Als beobachtende Instanz ist das Ich den Emotionen gegenüber hingegen äußerlich. Das Erleben einer Emotion und ihre Beobachtung sind dadurch miteinander verklammert, dass es sich um ein und dasselbe Ich handelt, allerdings in zwei verschiedenen Rollen mit zwei unterschiedlichen Positionierungen.

Das beobachtende Ich, so nimmt man in Philosophie und Soziologie an, habe durch seine Personalunion mit seinem Beobachtungsobjekt einen unschätzbaren Erkenntnisvorteil. Es erhalte von diesem direkt Beschreibungen davon, was ihm widerfährt. In dieser Sichtweise wird das erlebende Ich als eine Art ständig fließende Quelle von Informationen über seine Emotionen angesehen. Ist dies aber eine gute Annahme über das Verhältnis eines subjektiven emotionalen Geschehens zu seiner Beobachtung und Beschreibung durch dasselbe Subjekt? Dieses Modell würde nur funktionieren, wenn das emotionale Geschehen vom Subjekt direkt beobachtet werden könnte. Bei den mir vertrauten positiven Emotionen mag dies in vielen Fällen zutreffend erscheinen – in einem gewissen Sinn gehören sie mir. Anders verhält es sich jedoch mit den negativen Emotionen. Für sie interessiert sich insbesondere die Literatur – der Zorn des Achill, die Eifersucht Othellos, die Gefühle des Sohnes gegenüber dem Vater bei Kafka, der Ekel von Sartres negativem Helden, der Lebensüberdruß der Fin-de-siècle-Literatur ... Negative Emotionen können ein Eigenleben und eine zerstörerische Triebkraft entwickeln, die sie über den menschlichen Verstehenshorizont hinaustreiben.

2. Das Problem mit dem Sprechen über unsere Emotionen

Wenn wir glauben, Emotionen seien uns einsichtig, unser Inneres sei uns transparent, unsere emotionale Dynamik verständlich, täuschen wir uns jedoch über uns selbst. Das heißt nicht, dass wir angesichts unserer Emotionen blind und ihnen ausgeliefert sind. Es bedeutet, dass wir differenzieren müssen. Das Verhältnis zwischen unserem Ich und seinen Emotionen ist nicht so einfach darzustellen wie oben beschrieben. Unsere Emotionen sind uns manchmal vertraut, als würden wir in bekannte Gesichter sehen: Mit einem Blick erfassen wir sie und können ihre Namen nennen. Dann wieder können sie uns so fremd sein, dass wir meinen, uns nicht wiederzuerkennen. Offensichtlich haben wir bisher eine zwar weit verbreitete, aber falsche Vorstellung davon, was Emotionen sind und welche Beziehungen zwischen ihnen und unserem Ich bestehen.

Einer Eingebung folgend schrieb Ludwig Wittgenstein, ohne einen Kontext anzugeben, die Worte »herrenlose Zahnschmerzen«. Offensichtlich hat ihn dieser Augenblickeinsfall fasziniert. In der Zeit, als er diesen notierte, dachte er darüber nach, wie das Verhältnis einer Person zu ihren Empfindungen beschaffen ist. Zahnschmerzen waren für ihn bestimmte Empfindungen, die wesentliche Bestandteile von Emotionen sind. Als besonders intensive Empfindungen gehören sie uns nicht mehr. Sie schießen über einen bestimmten Grad hinaus, sie reißen sich gleichsam von der Kette los wie wild gewordene Hunde. Mit seiner bildlichen Formulierung weist Wittgenstein darauf hin, warum Empfindungen und Gefühle – und damit auch Emotionen – in der Geschichte des europäischen Denkens als gefährlich galten und für einen Widersacher des Geistes gehalten wurden. Emotionen können, im Bild gesprochen, ihrem Herrn gehorchen. Diese Besitzvorstellung liegt offensichtlich der Annahme zugrunde, sie seien uns transparent. Wenn sie aber nicht mehr unter Kontrolle sind, gehören sie zur Natur. Sie sind an kein Ich gebunden. Ihre wilde Natur macht uns Angst.

Wittgensteins Bild zeigt uns Empfindungen und Emotionen als Zwischenwesen, als bedrohliche Natur, aber auch als Kulturerrscheinung, die in unserem Leben eine Rolle spielt und über die wir uns verständigen können. Das zivilisatorische Problem der Emotionen ist: Wir wissen nie, ob sie, wenn sie einmal »domestiziert« sind, wieder herrenlos auftreten können. Wir wissen, dass sie stets beides sind: natürliche, unvermittelte biologische Ereignisse und ein von menschlicher Praxis reguliertes Geschehen unseres gesellschaftlichen Lebens. Wenn Emotionen einen Platz im Umgang von Menschen miteinander erhalten haben, werden sie ihnen verständlich. Sie werden Teil des Austauschs von Partnern untereinander und gehören zu einem gemeinsamen Gebrauch von Symbolen. In der Kommunikation über Emotionen geben die Teilnehmer Auskunft über sie. Mit Hilfe sprachlicher Symbole identifizieren diese nicht nur eigene und fremde Emotionen – sie

formen, regulieren und kalibrieren sie auch. Emotionen werden gleichsam an die Kette der Sprache gelegt. Jede Gesellschaft arbeitet mit ihrer Sprache daran, dass Emotionen nicht herrenlos werden. Aber wie geschieht dies? Entgegen der oben dargestellten Meinung ist das isolierte einzelne Subjekt offensichtlich damit überfordert, seine Emotionen zu regulieren, zu erkennen und zu verstehen. Es ist aus eigener Kraft nicht fähig, seine emotionale Natur in kulturelle Phänomene zu transformieren. Wie könnte ein Einzelner ein wildes Zahnweh, das seine gesamte Wahrnehmung beherrscht, zu einem differenzierten emotionalen Geschehen ausformen?

Liegt diese Unfähigkeit daran, dass emotionales Geschehen dramatische Züge annehmen kann? Dass unsere Erkenntnisfähigkeit durch die Intensität mancher emotionaler Ereignisse überfordert wird? Die Stoßrichtung unserer Argumentation ist eine andere: In vielen Situationen machen Emotionsprozesse auf ihre evolutionäre Herkunft aufmerksam. Als körperliches Geschehen können Emotionen nicht direkt in Kultur transformiert oder übersetzt werden. Man kann sie nicht aus ihrem biologischen Kontext schneiden und in ein sprachliches Interaktionsgeschehen einfügen. Sie wandern nicht wie über eine Brücke aus dem Bereich des Biologischen hinüber in die Domäne der Gesellschaft. Von ihrer gesellschaftlichen Umgebung bearbeitet, als Gegenstand sprachlicher Bezeichnungen und eingefügt in gesellschaftliche Diskurse, bleiben sie einerseits mit ihrer evolutionären Herkunft verbunden; andererseits wirken sie in bearbeiteter und regulierter Form tief in die Gesellschaft hinein.

Das Bild der herrenlosen Zahnschmerzen kann uns einen weiteren wichtigen Hinweis geben: Emotionen sind keine Objekte in unserem Inneren. Sie sind überhaupt keine Objekte. Sie sind ein Geschehen, das sich nicht an einem einzigen Ort abspielt. Es ereignet sich nicht allein in unserem Inneren – es geschieht auch in unserem Verhalten, in physiologischen und hormonellen Prozessen unseres Körpers, in dessen Haltung und seinen Reaktionen. Emotionen sind nicht Eines, sondern eine Vielheit, die Inneres wie Äußeres, Biologisches, Psychisches und Soziales miteinander verbindet. Sie sind nicht auf den Körper beschränkt, sondern können auch Symbole und Bezüge auf den gesellschaftlichen Kontext umfassen. Wie ist es möglich, die vielen verschiedenen Ereignisse in einem einzigen Ausdruck »Zahnschmerzen« zu synthetisieren? Möglicherweise lassen sie sich auf eine Ursache zurückführen – der Zahnschmerz kann von einer Entzündung hervorgerufen werden. Wir fühlen zwar, wie er ist, können aber nicht erkennen, was ihn hervorruft, wie er sich ausbreitet, über welche Nervenbahnen er wirkt. Das Schmerzgeschehen ist Teil eines biologischen Prozesses, der nicht direkter Beobachtung zugänglich ist: Was von biologischen Konzepten beschrieben wird, entspricht nicht direkt unserer natürlichen phänomenalen Wahrnehmung.

Können wir nicht wenigstens emotionale Ereignisse, die sich in unserem Inneren abspielen, unmittelbar erkennen, wie zum Beispiel Freude? Nehmen wir versuchsweise einmal an, dass Freude ein inneres Ereignis sei. Wie könn-

te die spezielle Wahrnehmung beschaffen sein, mit der wir Freude direkt erfassen können? Wir könnten annehmen, dass das beobachtende Subjekt den inneren Teil der Freude in sich selbst wahrnimmt. Wie kann es aber sicher sein, dass es sein Inneres richtig wahrnimmt, ob es wirklich Freude ist, ob seine Freude mit jener einer anderen Person übereinstimmt? Im Unterschied zur Beobachtung äußerer, objektiv gegebener Sachverhalte kann es die Beobachtung seiner inneren Prozesse nicht anhand des Abgleiches mit einer anderen Person kontrollieren. Ludwig Wittgenstein hat auf dieses Problem der Unkontrollierbarkeit der inneren Wahrnehmung hingewiesen. Mit seinem berühmten Argument gegen die Annahme einer »Privatsprache« hat er gezeigt, dass ein Subjekt keine verlässliche innere Beobachtung seiner selbst gewinnen kann. Was nichts anderes heißt, als dass es nicht fähig ist, eigenständig eine Sprache über seine eigenen Emotionen zu entwickeln und diese regelhaft zu sprechen.

3. Eine mögliche Lösung

Die Wendung, die die Autoren dieses Bandes diesem Problem geben, besteht darin, dass sie die Frage nach der Entwicklung und sozialen Formung des Sprechens über Emotionen stellen. Tatsächlich erwerben Menschen eine Sprache über ihre eigenen Emotionen: Auf welcher Grundlage entwickeln Menschen diese Fähigkeit? Wie erkennt ein kleines Kind im Sprechenlernen seine Emotionen, so dass es weiß, welches das passende Wort für sie ist? Welche biologischen und sozialen Voraussetzungen müssen für den Erwerb dieser Fähigkeit erfüllt sein und wie werden sie in gesellschaftlichen Prozessen umgebaut und weiterentwickelt?

Emotionen werden in einer Reihe wissenschaftlicher Disziplinen untersucht, unter anderem in der Philosophie, der Psychologie und Entwicklungspsychologie, der Neurobiologie und der Soziologie. Die Beteiligung unterschiedlicher Wissenschaften an der Erforschung der Voraussetzungen des Sprechens über Emotionen offenbart in viel klarerer Weise die grundlegenden Probleme, die sich beim Sprechen über Emotionen stellen: Der Beobachter, sei es eine andere Person in der alltäglichen Kommunikation oder der Wissenschaftler, rekonstruiert die Emotionen seines Gegenüber aus der Außenperspektive. Anders das Sprecher-Ich: Es erfährt seine Emotionen aus der Innensicht. Beides sind grundverschiedene Zugänge.

Von den Naturwissenschaften wird die Emotion als komplexes biologisches Geschehen angesehen, das vom Subjekt erkannt und sprachlich bezeichnet werden kann: Das biologische Faktum wird in eine symbolische Konstruktion überführt, die nicht einfach eine ›Übersetzung‹, ein ›sprachliches Etikettieren‹ darstellt, wie man englische Sprachäußerungen in deutsche übersetzen kann. Von der sprachanalytischen Philosophie wird dies mit guten Gründen bestritten – die Emotionen selbst sind keine Sprache.

Von der Entwicklungspsychologie wird festgestellt, dass dem Sprechen über Emotionen komplexe Interaktionsprozesse zwischen dem Kind und seinen Bezugspersonen vorausgehen; sie erfordern Empathie als emotionale Teilhabe, das Erkennen von Absichten und die Bezugsperson als einen kompetenten Sprecher. Die Soziologie steuert die Erkenntnis bei, dass das emotionale Ausdrucksverhalten in den alltäglichen sozialen Interaktionen fortlaufend kalibriert wird und auf diese Weise das zunächst biologisch gegebene Phänomen des Emotionsausdrucks in der Sphäre der symbolisch und sprachlich vermittelten Kommunikation nachgebildet, wie werden sagen: re-konfiguriert wird.

An die Stelle der unzutreffenden Vereinfachung, dass man über Gefühle wie über Eigenschaften von Gegenständen sprechen könne, setzen die Autoren dieses Buches folgende Hypothese: Das Sprechen über Emotionen entsteht in einer symbolischen Re-Konfiguration zugrunde liegender biologischer Prozesse. Die Re-Konfiguration entsteht aus einer Verknüpfung der Perspektive des Vollzugs durch das Ich, das seine Emotionen erlebt, und der Perspektive der Teilhabe durch eine Anteil nehmende andere Person. Diese zweite Person kann die mitgefühlte Emotion aus der Perspektive eines kompetenten Beobachters und Sprechers sprachlich re-konfigurieren und dem Ich zurückspeiegeln.

Die symbolische Re-Konfiguration des emotionalen Geschehens verläuft also nicht direkt vom emotionalen Erleben zum sprachlichen Etikettieren, sondern über die Vermittlung einer teilhabenden zweiten Person, die emotionale Teilhabe und Beobachtung in sich vereinigt. Diese fühlt die Emotionen des Ichs empathisch mit. Zugleich spiegelt sie die mitgefühlte Emotion in ihrem Ausdruck, so dass das Ich eine Korrespondenz zwischen Ausdruck und Gefühl herstellen und erkennen kann. Auf der Basis einer solchen gemeinsam geteilten Verständigung kann die zweite Person sprachliche Begriffe einführen, mit denen sich das subjektive Gefühl in der Welt der Sprache re-konfigurieren lässt. Teilhabende Personen sind in den ersten Lebensjahren die Bezugspersonen des Kindes, in den späteren Lebensjahren auch gute Freunde, der Lebenspartner bzw. Lebenspartnerin oder professionelle Berater. Sie können aufgrund ihrer entwickelten metakognitiven Fähigkeiten zugleich als kompetente Beobachter der mitgefühlten Emotionen im Interaktionsgeschehen wirken und als kompetente Sprecher die sprachliche Re-Konfiguration des emotionalen Geschehens initiieren und begleiten.

4. Übersicht über die Kapitel des Buches

In diesem Buch soll das aufgezeigte Problem, wie Personen lernen, über ihre Emotionen und subjektiven Gefühle zu sprechen, aus der interdisziplinären Zusammenarbeit von vier wissenschaftlichen Disziplinen auf dem Stand der jeweiligen Forschung konzeptualisiert werden. Gunter Gebauer stellt philo-

sophische Überlegungen zu den begrifflichen Voraussetzungen der symbolischen Re-Konfiguration von Emotionen an und diskutiert, wie Menschen über nur ihnen zugängliche subjektive Erlebnisse sprechen können. Manfred Holodyski erläutert die entwicklungspsychologischen Grundlagen des Prozesses, der aus Säuglingen, die ihre Emotionen nur fühlen können, Kinder werden lässt, die über ihre Gefühle sprechen können. Zudem beleuchtet er, welchen wesentlichen Anteil daran die Bezugspersonen von Säuglingen und Kindern haben. Stefan Koelsch erläutert die neuropsychologischen Grundlagen der Verankerung von Emotionen im Gehirn. Zudem geht er den Fragen nach, wie es hirnpfysiologisch möglich ist, an den Emotionen einer anderen Person Anteil nehmen zu können, und wie die symbolische Re-Konfiguration von Emotionen neuropsychologisch unterfüttert ist. Christian von Scheve stellt schließlich die soziologischen Grundlagen vor, auf denen Menschen in sozialen Interaktionen nicht nur Normen und Handlungsrouninen erschaffen und tradieren, sondern auch Emotionen als zunächst biologisch verankerte psychische Prozesse in ihren Interaktionen aufgreifen und im Medium der sprachlichen Kommunikation re-konfigurieren.

Im Folgenden soll der Aufbau des Buches näher vorgestellt werden. Da die Beiträge aus den vier Disziplinen die Emotionen des Menschen zum Ausgangspunkt haben, wird den vier Kapiteln eine Einführung zum Konzept der Emotionen vorangestellt (erstes Kapitel). Darin zeigen wir eine Perspektive auf Emotionen auf, aus der sich die hier verfolgten Fragen angemessen und vor allem interdisziplinär diskutieren lassen. Wir erläutern dazu die emotionspsychologischen Grundlagen von Emotionen, die psychischen Komponenten, aus denen sich eine Emotion in der Regel zusammensetzt, deren individuelle und soziale Funktionalität sowie das prototypische Zusammenspiel dieser Komponenten. Unsere Absicht ist nicht, eine fertige Definition von Emotionen zu präsentieren, sondern ein Konzept zu umreißen, das eine Grundlage für die unterschiedlichen Beiträge dieses Bandes bilden kann. Auf diese Weise werden die anderen Kapitel von der Beschreibung dieser emotionspsychologischen Grundlagen entlastet und Wiederholungen vermieden. Zum Verständnis der Überlegungen dieses Bandes ist deren Kenntnis hilfreich. Daher empfehlen wir denjenigen, die mit ihnen nicht vertraut sind, zunächst die Lektüre dieses Abschnitts.

Die philosophische Perspektive

Im zweiten Kapitel entwirft der Philosoph Gunter Gebauer eine grundlegende philosophische Konzeption des Verhältnisses der Sprache zu Emotionen und entwickelt daraus eine Theorie über die Bedingungen, die ein Sprechen über Emotionen ermöglichen. Das erlebende Ich hat das Privileg, den Vollzug seiner Emotion zu fühlen, kann diesen aber nicht direkt mitteilen. Wie ist es möglich, dass seine Emotionen in sprachliche Begriffe gefasst werden?

Das entscheidende Bindeglied zwischen der Emotion des Ich und der Sprache ist die intermediäre Position des Du, das heißt des Handlungspartners – bei Kindern ist es die Bezugsperson –, die emotional am inneren Geschehen des Subjekts beteiligt ist. Im Zentrum des Erwerbs der Sprache über Emotionen steht die Reziprozität von Ich und Du, die eine empathische Teilhabe der zweiten Person an den emotionalen Prozessen des Subjekts ermöglicht. Beim Spracherwerb wird das natürliche emotionale Geschehen des Kindes unter Mitwirkung der zweiten Person in der Sprache *re-konfiguriert*. Ihre Beteiligung bildet die entscheidende Voraussetzung dafür, dass ein allgemeines Verständnis von Emotionen möglich wird. Mit ihrer Blickrichtung von außerhalb des fühlenden Subjekts kann emotionales Geschehen außerdem aus einer *Beobachtungsperspektive* betrachtet werden. Diese ermöglicht das Verstehen der dritten Person, die nicht zum Dialog von Ich und Du gehört.

Die entwicklungspsychologische Perspektive

Aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie stellt Manfred Holodyski im dritten Kapitel die Thematik des Buches unter der Problemstellung vor, wie Kinder es lernen, über ihre aktuell erlebte Emotion Auskunft zu geben, und welche wesentliche vermittelnde Rolle dabei ihren Bezugspersonen zukommt. Das subjektive Gefühl ihrer Kinder ist für die Bezugspersonen nicht direkt zugänglich. Sie können des Gefühls aber im gemeinsamen Vollzug mit dem Kind teilhaftig werden, da das Erleben als internes Feedback von Ausdrucks- und Körperprozessen konzeptualisiert werden kann. Über ein Affektspiegeln der Ausdrucksprozesse durch die Bezugspersonen und ein Imitationslernen durch das Kind können Ausdruck und Gefühl im gemeinsamen Vollzug synchronisiert und dadurch zum prozeduralen Wissen der Kinder werden. Prozedural ist demnach ein Wissen über Emotionen, das an den *Vollzug* gebunden ist. Damit ist eine sozial geteilte Erfahrungsbasis geschaffen, über die Bezugspersonen Ausdrucksprozesse und dadurch ausgelöste Gefühle sprachlich benennen und zum Gegenstand des bewusst verfügbaren Wissens ihrer Kinder machen können. Mit Hilfe dieses deklarativen Wissens kann nun ein Kind Auskunft über seine verschiedenen Emotionsqualitäten geben. Für das Kind stellt sich demnach die Aufgabe, sein subjektives Gefühl und sein objektives (körperliches) Verhalten miteinander zu verbinden und begrifflich zu erfassen, also die subjektive Perspektive der Teilhabe mit der objektiven Perspektive der Beobachtung in der Sprache zu *re-konfigurieren*. Wenn ein Kind einmal diesen grundlegenden Zusammenhang verstanden hat, lässt sich eine bedeutende Zunahme der Entwicklung des Emotionsvokabulars und ein wachsendes Verständnis von Emotionen bezüglich ihrer Anlässe, ihrer Zweckdienlichkeit, ihrer Erscheinungsformen im Körperausdruck in peripherphysiologischen Reaktionen und im Gefühl beobachten. Der Beitrag skizziert diese Entwicklung des Emotionswissens.

Die neuropsychologische Perspektive

Aus der Perspektive der Neuropsychologie erläutert der Neurobiologe Stefan Koelsch im vierten Kapitel die neurobiologischen Grundlagen, mit deren Hilfe die affektiven Aktivitäten, die bei einer Emotion beobachtet werden können, von Hirnstrukturen erzeugt werden, und zwar als physiologische Phänomene, zum Beispiel der Erregung oder Entspannung, und als Ausdrucks- und Verhaltensreaktionen, zum Beispiel der mimischen Reaktion des Aufreißens der Augen oder der Flucht als Verhaltensreaktion. Entgegen naiven Annahmen werden die affektiven Informationen von den Hirnstrukturen nicht in einem eindeutigen neuronalen Code an Sprach- und Bewusstseinsareale im Gehirn übermittelt. Sie können also nicht direkt in Signale oder Zeichen des Bewusstseins und der Sprache »übersetzt« oder »umcodiert« werden. Sie müssen erst re-konfiguriert werden, damit sie in der Kommunikation zwischen Menschen verfügbar werden. Wie kann diese Re-Konfiguration der biologischen Codes affektiver Aktivität als ein subjektiv erlebtes und als ein in Worten fassbares Geschehen beschrieben werden? Nach der von Stefan Koelsch entwickelten neurobiologischen »Vierkomponenten-Theorie des subjektiven Empfindens« tragen unterschiedliche Komponenten zu dieser Re-Konfiguration bei: (1) Eine affektive Komponente, die dadurch entsteht, dass Information der Affektzentren in somatosensorische Kortizes projiziert wird; (2) eine sensorisch-interozeptive Komponente, die insbesondere propriozeptive Informationen enthält, die im sogenannten insulären Cortex verarbeitet werden; (3) eine motorische Komponente, die Ausdruck und Verhalten reguliert und von Basalganglien und Teilen des Orbitofrontalkortex gesteuert wird; (4) eine kognitive Komponente, die eine Deutung der sensorisch-interozeptiven und motorischen Komponente ermöglicht, unter dem Einfluss von Kultur (Normen) steht und bewusste und unbewusste Anteile enthält. Diese Informationen werden im medialen Orbitofrontalkortex verarbeitet. Des Weiteren werden die neurobiologischen Prozesse erläutert, die der Teilhabeperspektive zugrunde liegen und die es ermöglichen, an den Emotionen einer anderen Person emotional teilzuhaben. Dazu werden die neurobiologischen Forschungen zu den Phänomenen der emotionalen Ansteckung, der motorischen Mimikry, der Empathie und ihre biologischen Korrelate zusammengetragen sowie die Rolle der Spiegelneuronen und des insulären Cortex für die Nachahmung emotionaler Phänomene kritisch diskutiert.

Die soziologische Perspektive

Aus der Perspektive der Interaktionsanalyse geht der Soziologe Christian von Scheve im fünften Kapitel näher auf die soziale Funktion des mimischen emotionalen Ausdrucksverhaltens ein, wobei er sowohl den Vollzug einer

Emotion als auch die Teilhabe am Ausdrucksverhalten einer anderen Person betrachtet. Denn die Mimik ist ein prototypischer Ausdruckskanal von Emotionen, der nicht nur in den alltäglichen Interaktionen eine wesentliche verhaltenssteuernde und normative Wirkung ausübt, sondern beispielsweise auch in den sozialen Medien aufgegriffen und symbolisch re-konfiguriert wird. Das Ausdrucksverhalten als Vollzug hat einen entscheidenden Anteil an der Erzeugung von Interaktionsmustern: Bestandteil einer Emotionsepisode sind zumeist auch mimische Ausdrucksmuster, die von anderen in ihrer Teilhabeperspektive übernommen oder nachgeahmt werden können. Nach G.H. Mead handelt es sich dabei um eine Perspektivenübernahme, die eine wechselseitige Verständigung überhaupt erst ermöglicht: In der Re-Konfiguration des emotionalen Geschehens wird symbolisch konstituierter Sinn erzeugt, der Verstehen und die Antizipation zukünftiger Handlungen und Situationen ermöglicht. Soziologisch gesehen ist die Teilhabe eine notwendige Bedingung für die Interpretation des mimischen Ausdrucksverhaltens, das vom Erlebenden zumindest in rudimentärer Form auf Andere übertragen werden kann. Wichtig dabei ist, dass das mimische Ausdrucksverhalten dem Einfluss sozialer und kultureller Gegebenheiten (zum Beispiel Praktiken, Diskurse, Gewohnheiten, Konventionen) unterliegt und auf diese Weise »kalibriert«, also an die Anforderungen dieser Gegebenheiten angepasst wird. Ein auf diese Weise normiertes und geprägtes Sozialverhalten ermöglicht die nahezu automatische Dekodierung des Ausdrucksverhaltens Anderer, den kommunikativen Austausch sowie schließlich die soziale Angleichung von Emotionen zwischen Interaktionspartnern und Mitgliedern einer Gesellschaft. Je näher sich die Handelnden im sozialen Raum stehen, desto reibungsloser kann der Wechsel zwischen Vollzugs- und Teilhabeperspektive vollzogen werden. Diese Verschränkung, so die These, führt zu einer präziseren Übertragung von Emotionen in einer sozialen Gruppe, zu einer Angleichung von emotionalem Ausdrucksverhalten und trägt schließlich zur Entstehung und Festigung sozialer Ordnung bei.